

*Amanda Scott*

*Die Tochter  
des Highlanders*

*Der Macleod-Clan 2*

**Weltbild**

## Der Macleod-Clan

Band 1: Das Schwert des Highlanders

Band 2: Die Tochter des Highlanders

Band 3: Der Schatz des Highlanders

Band 4: Die List des Highlanders

Band 5: Die Küsse des Highlanders

Band 6: Der Fluch des Highlanders

### Die Tochter des Highlanders

Lady Cristina Macleod, älteste Tochter eines Highland-Fürsten, wird gegen ihren Willen mit dem furchterregenden Krieger Hector verheiratet. So sehr sie sich weigert, sich in ihr Schicksal zu fügen, so sehr spürt sie auch die heimliche Leidenschaft, die in ihrem Herzen erwacht. Wird Cristinas Liebe ihren Stolz besiegen? Oder wird der Mann, der die Streitaxt nie ablegt, seine Braut für immer verlieren?

Der zweite Band der Reihe um den Macleod-Clan

Amanda Scott

# Die Tochter des Highlanders

Roman

Aus dem Amerikanischen von Veronika Cordes

## **Weltbild**

## Die Autorin

Amanda Scott stammt aus einer alten Juristen-Dynastie und ist in Kalifornien aufgewachsen. Die studierte Historikerin mit Schwerpunkt in englischer Geschichte hat einige Jahre als Lehrerin gearbeitet, bevor ihr Ehemann sie zum Schreiben brachte. Seither hat Amanda Scott jedes ihrer Manuskripte verkauft und mittlerweile weit über 40 Titel veröffentlicht. Ihre Romane stehen auf den Bestsellerlisten und haben zahlreiche Auszeichnungen gewonnen. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Nordkalifornien.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel Lord of the Isles bei Warner Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Lynne Scott-Drennan

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

This edition published by arrangement with Warner Books, a Division of Hachette Book Group USA Inc., New York, NY, USA. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Veronika Cordes

Projektleitung: Almut Seikel

Redaktion: Carmen Dollhäubl

Covergestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, München/ Zürich

Titelmotiv: © Franco Accornero (sowie Elaine Gignilliat, Hintergrund) via Agentur Schlück GmbH, Garbsen

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

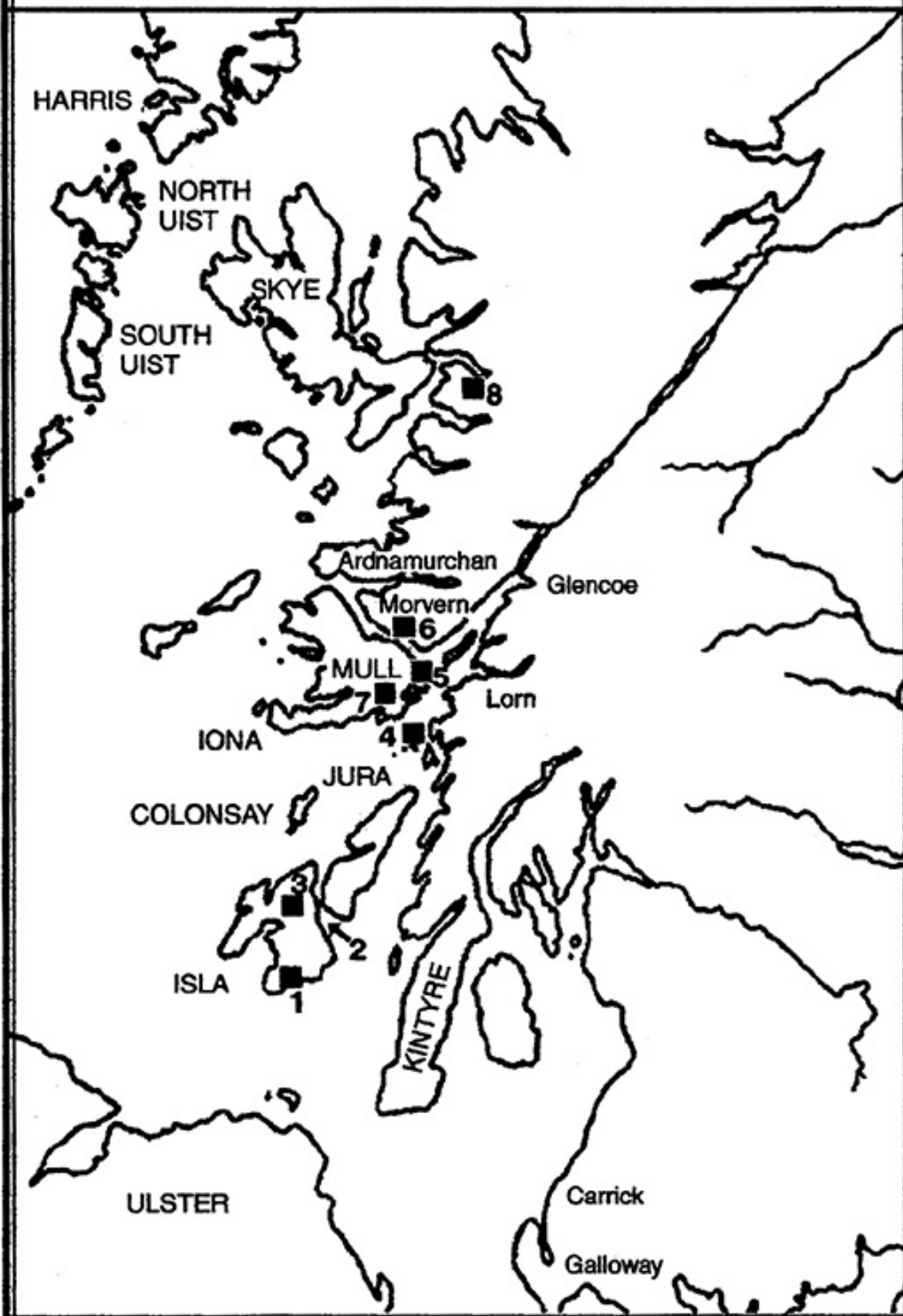
ISBN: 978-3-95569-574-3

Für Terry, Jim, David und Steve,  
die immer da waren, wenn es darauf ankam.

Danke euch allen.

(Ach ja – ein Dankeschön auch für den Sonnenkollektor!)

# SCHOTTISCHE INSELN



1. DUNYVAIG
2. SOUND OF ISLA
3. FINLAGGAN
4. DUNCONNEL

5. DUART CASTLE
6. ARDTORNISH
7. LOCHBUIE
8. CHALAMINE

# Vorbemerkung der Autorin

Im vierzehnten Jahrhundert wandelte sich der Name Stewart von einer Amtsbezeichnung (Steward = Truchsess) zu einem Familiennamen (Stewart), wobei sich auch die Schreibung änderte. Der Truchsess Robert, ein Vorfahr der Stewart-Dynastie von Schottland und England, der den Beinamen »the Steward« trug, bestieg 1371 als Robert II. den Thron. Der offizielle Namen seiner Tochter, Prinzessin Margaret, lautete Lady Margaret Stewart. Denjenigen Lesern, die Näheres über die im Text erwähnten kanonischen Stunden wissen möchten, sei gesagt, dass im Winter die Zeit vor der Nona ab dreizehn Uhr dreißig dem Gebet für Verwandte und Freunde vorbehalten war; um vierzehn Uhr dann folgte das Freunde vorbehalten war; um vierzehn Uhr dann folgte das Mittagessen. Zur Vesper um sechzehn Uhr dreißig fand das Abendgebet statt, an das sich das Nachtmahl anschloss.



## **Schottland, Highlands und Westliche Inseln, Frühjahr 1370**

Die tosende Dunkelheit begann wirklich unheimlich zu werden, als ein Blitz über den schwarzen Himmel zuckte, unmittelbar gefolgt von ohrenbetäubendem Donner, gegen den das Prasseln des Regens schier zu verstummen schien. Der Sturm, der den erschöpften einsamen Reiter schon den ganzen Nachmittag und Abend über gebeutelt, angeknurrt und bespuckt hatte, griff jetzt mit einer Wucht an, die ihn und sein Pferd derart zusammenfahren ließ, dass er fast aus dem Sattel gestürzt wäre.

In dem Bemühen, die eigene Furcht in den Griff zu bekommen, um das arme Tier nicht noch mehr zu verunsichern, zwang er sich, seine Stimme zu dämpfen und die Zügel mit ruhiger Hand zu führen. Doch als weitere Blitze aufflackerten, wurde er abermals fast aus dem Sattel gehoben. Einer nach dem anderen fuhren die zuckenden Lichter ihre Krallen aus, stachen auf alles um ihn herum ein, rissen Himmel und Erde auf; all dies wurde begleitet von so lautem Donnern, dass es ihm schien, als schlugen die Götter in seinem Kopf die Trommeln.

Sein Pferd, jetzt vor Angst außer sich, scheute und bäumte sich auf. Es lief Gefahr, sich zu verletzen oder seinen Reiter abzuwerfen, denn der schmale Pfad, der bei Tageslicht, als ihn die Schauer in unregelmäßigen Abständen überspült hatten, noch ganz passabel gewesen war, brodelte und rauschte jetzt unter ihnen wie ein Hochwasser führender Fluss nach der Schneeschmelze im Frühjahr. Unter Aufbietung all seiner Kräfte bemühte der Reiter sich, das verschreckte Tier unter Kontrolle zu bringen, was ihm erst gelang, als der Sturm ebenso unversehens abebbte, wie er begonnen hatte, und der Regen in ein Nieseln überging.

Da damit zu rechnen war, dass das Unwetter erneut über ihn hereinbrechen würde, wusste er, dass seine Sicherheit gefährdet war, je länger er sich im Freien aufhielt. Mehr als einmal hatte er sich während der letzten vier Stunden Vorwürfe gemacht, weil er trotz der Sturmwarnung von Glen Shiel aus weitergeritten war. Aber er hatte vor Einbruch der Nacht Kyle Rhea und die Fähre erreichen wollen, die zur Insel Skye übersetzte, damit er das Pferd, das er sich geliehen hatte, zurückgeben und heim nach Lochbuie segeln konnte.

So sehr er sich jedoch wünschte, wieder auf seinem eigenen Schiff zu stehen, wusste er doch, dass kein besonnener Mann Ruderer oder Boot – ganz zu schweigen sich selbst – gefährden würde, indem er heute Nacht mit der Fähre oder einem Langboot hinausfuhr. Er musste eine Unterkunft finden, und zwar sofort.

Mittags hatten die Wolken so tief über den nahen Hügeln gehangen, dass er ernsthaft darüber nachgedacht hatte, ob er sie, wenn er sich auf seinen Sattel stellte, nicht mit seiner Peitsche streifen könnte. Dann war es immer dunkler um ihn geworden, die Wolken hatten eine rötlich schwarze Färbung angenommen, Böen hatten sie gezaust und

zu Vorboten dessen zusammengebraut, was er jetzt zu spüren bekam.

In diesem Augenblick schwoll der Wind erneut an, und mit ihm der Regen; die Wassermassen bildeten eine Wand, die ihn und das Pferd zu ertränken drohte. Erneut flackerten Blitze auf, wenngleich mittlerweile in einigem Abstand, und auch das Bersten und Nachklingen des Donners verlagerte sich in die Ferne. Das Schlimmste – zumindest was diese Attacke anging – war überstanden.

Er hatte volles Mitgefühl mit dem Pferd, denn ehrlich gestanden erschreckten auch ihn Gewitter bis ins Mark. Seit seiner Kindheit hatten sie ihn geängstigt und in ihm die Befürchtung hervorgerufen, eine solche Erschütterung könne den Himmel zerreißen und Gott kopfüber auf die Erde oder ins Meer stürzen lassen. Und wenn der Blitz Gott verfehlte, würde er bestimmt ihn selbst treffen.

Mit zunehmendem Alter war er zu der Überzeugung gelangt, dass ein allmächtiger Gott gegen Blitze gefeit war; zweifelhaft blieb, ob das Gleiche auch auf seine eigene sterbliche Hülle zutraf. Er hatte sich bemüht, seine Bangigkeit zu besiegen, die er, um den Ruf, den er genoss, nicht aufs Spiel zu setzen, selbstredend niemandem außer sich selbst eingestand. Als kühner, in Schlachten erprobter Soldat von einem Meter fünfundneunzig gab man nicht zu, dass man von Kindesbeinen an eine Heidenangst vor den flammenden Pfeilen der Natur hatte.

Während Wind und Regen weiter auf ihn einpeitschten und der Weg vor ihm allein von den sich entfernenden Blitzen erhellt wurde, überlegte er angestrengt, wo er ein schützendes Dach finden könnte. Er wusste lediglich von einem einzigen Großgrundbesitzer in der näheren Umgebung, der einen, wenn man ihn darum bat, gastfreundlich und einigermaßen komfortabel aufnehmen würde. Falls er zuvor zum Hof eines Kleinpächters gelangte, wären die Annehmlichkeiten für ihn und sein Pferd dagegen weitaus geringer. Er beschloss also, wenn auch widerwillig, Murdoch Macleod von Glenelg aufzusuchen.

Wo genau er sich befand, konnte er in der Dunkelheit nicht ausmachen, er wusste nur, dass die Burg, die er suchte, ganz in der Nähe sein musste, höchstwahrscheinlich jenseits des steilen Bergrückens zu seiner Linken. Dieser stellte ein weiteres Hindernis dar, neben dem noch immer bedrohlichen Sturm. Da aber die Zeit drängte, lenkte er das Pony den Hang hinauf und bat Gott inständig, sein Feuer in Schach zu halten, bis sie die Bergkuppe überwunden hatten.

Während er sich den Hang hinaufkämpfte, hörte es auf zu regnen, und kurz nachdem er den Gipfel erreichte, brach plötzlich der Vollmond durch die schwarzen Wolken, die über ihm dahinjagten. Das Licht, das er auf die vom Sturm gebeutelte Landschaft warf, ließ einen langen, schmalen See erkennen, der im tiefer liegenden Tal schimmerte und an dessen zerklüftetem Nordufer, auf einem vorspringenden Kap, eine gewaltige Burg thronte.

So unversehens, wie er aufgetaucht war, verschwand der Mond wieder hinter den Wolken, und abermals breitete sich Dunkelheit aus, wenn auch nicht für lange. Nach wenigen Minuten drang erneut silbernes Mondlicht durch den dahinjagenden

Wolkenvorhang. Der Wind heulte weiterhin, wirbelte durch das schmale Tal, setzte mit seinen Böen dem Reiter zu, der sich nur mit Mühe im Sattel halten konnte, peitschte Wellen mit Schaumkronen auf den dunklen See. Aber bei dem Mondlicht, das auf seine aufgewühlte Oberfläche fiel, und den erleuchteten oberen Fenstern der Burg konnte der Reiter seinen Weg erkennen und sich lebhaft die Wärme eines gastlichen Feuers und das Mahl vorstellen, das ihn zweifellos in dem großen Saal erwartete.

Dass er dort auch die Liebe seines Lebens finden würde – auf diesen Gedanken kam er nicht.

Der Wind tobte um Burg Chalamine, und die zuckenden Blitze und das Donnernrollen verleiteten zumindest vier der jüngsten Burgbewohner zu erschreckten Schreien. In dem Lärm, der bereits herrschte, weil das Abendessen unsäglich lange auf sich warten ließ, ging ihr Brüllen jedoch fast unter.

»Wir haben Hunger, Cristina«, maulte die zehnjährige Sidony zum dritten Mal.

Die neunjährige Sorcha pflichtete ihr bei und ergänzte: »Is ja auch schon ziemlich spät.«

Mit ihrem feinen weißblonden Haar, den schmalen Gesichtern und blassblauen Augen hätte man die beiden jüngsten Macleod-Schwestern gut und gern für Zwillinge halten können. Es kam noch hinzu, dass sie fast gleich groß waren und jetzt, da sie ihre älteste Schwester ansahen, auf nahezu identische Weise die Stirn krausten.

»Das Essen wird bald aufgetragen«, meinte die achtzehnjährige Lady Cristina Macleod beschwichtigend. »Ich habe Adela geschickt, dem Personal in der Küche Beine zu machen. Mariota, Liebes«, fügte sie hinzu, »geh nicht so nah ans Feuer. Dein Rock streift beinahe die Flammen.«

»Aber wenn mir doch kalt ist! Kannst du nicht dafür sorgen, dass jemand aus diesem mickrigen Feuer ein größeres macht?«

Noch ehe Cristina entgegenen konnte, dass das Feuer in dem ausladenden Kamin groß genug war, nörgelte die siebzehnjährige Mariota: »Wo bleibt eigentlich Vater?«

Der Burgherr beantwortete diese Frage selbst, indem er in diesem Moment durch die Tür der Vorratskammer am Nordende in den großen Saal trat und bellte: »Zum Teufel mit diesen Schurken da unten! Ich hatte ihnen befohlen, die Hunde nicht in die Küchenräume zu lassen, und jetzt erfahre ich von Adela, dass sich mein Abendessen verspätet, weil zwei dieser Kerle sich einen hitzigen Kampf um einen Braten geliefert haben, der zum Tranchieren bereitstand.«

Cristina war entsetzt, bewahrte aber angesichts dieses weiteren Zwischenfalls die Ruhe. »Zwei Kochgehilfen haben sich um einen Braten gestritten, Sir?«

»Keine Kochgehilfen! Hab ich nicht grade gesagt, man hätte schon wieder die verfluchten Köter in die Küche gelassen? Keine Ahnung, was für eine Art Haushalt du hier führst, aber ...«

»Ihr grollt mir zu Recht, denn ich bin mir sicher, Ihr habt das mit den Hunden bereits gesagt. Aber bei dem Geschrei, das alle hier drin gleichzeitig angestimmt haben, und dazu noch diesem Donner draußen, der einem in den Ohren gellt, muss ich es überhört

haben. Was ist denn, Tam?«, wandte sie sich an den schlaksigen Diener, der vom Treppenhaus aus auf sie zueilte. »Sag mir bitte nicht, dass schon wieder es was Unangenehmes passiert ist.«

»Nein, Mistress. Zumindest glaub ich nich, dass es was Unangenehmes is. Da is nur ein Gentleman hoch zu Ross am Tor und bittet um Einlass.«

»Gott der Allmächtige!«, entfuhr es Seiner Lordschaft. »Cristina, welcher Narr treibt seinen Gaul nur durch ein derartiges Unwetter?«

»Einer, der davon überrascht wurde, würde ich meinen.«

»Ach ja? So wird es wohl sein. Wenn er nicht gemerkt hat, dass schon den ganzen Tag über ein Wolkenbruch drohte, dann ist er wie gesagt ein ausgemachter Narr!«

»Sollen wir ihm etwa den Schutz verwehren, um den er nachsucht, Sir?

Selbstverständlich wird geschehen, was Ihr anordnet. Tam wartet auf Eure Weisungen.«

»Unsinn! Ihm etwas verwehren? Nichts dergleichen habe ich gesagt, Mädchen, und das weißt du genau. Bin ich etwa ein Barbar?«

»Nein, Sir, gewiss nicht.«

»Ist es denn nicht Highland-Gesetz und Brauch, jeden, der Obdach erbittet, aufzunehmen und für seine Sicherheit zu bürgen, solange er unsere Gastfreundschaft in Anspruch nimmt?«

»Ihr habt ja recht, Sir, wie immer.« Damit bedeutete Cristina dem Diener, den Gentleman einzulassen. »Ach, und Tam, Sorge dafür, dass sich jemand um sein Pferd kümmert«, trug sie ihm noch auf. »Bei diesem Donner muss das arme Tier ja völlig verstört sein.«

»Ja, Mylady. Wird erledigt.«

»Moment noch, Junge«, blaffte Macleod. »Hat dir unser Besucher seinen Namen verraten?«

»Gewiss, Mylord. Er gab sich aus als Hector Reaganach, Laird von Lochbuie.«

Cristina hielt den Atem an.

»Nicht möglich!«, rief Macleod aus. »Hector der Grimmige, wie er genannt wird? Na, und wenn schon. Ich weiß, wer er ist – einer der Macleans. Allesamt Emporkömmlinge!«

Der Diener wartete verunsichert ab, aber Cristina hatte sich bereits wieder gefangen und bedeutete ihm abermals, den Gast nach oben in den Saal zu geleiten.

Nachdem Tam gegangen war, nahm sie rasch die Szene in Augenschein, die sich ihr bot. Ihre drei jüngsten Schwestern hatten sich mit einem Spiel vergnügt, dessen Regeln offenbar darin bestanden, sich gegenseitig von einem Ende des Saals zum anderen zu jagen und dabei alle möglichen Gegenstände im Raum zu verstreuen. Zur Vergrößerung der Unordnung trugen Dokumente bei, die ihr Vater auf dem bereits für das Abendessen gedeckten Tisch ausgebreitet hatte.

»Isobel«, sagte sie zu der Zwölfjährigen, die den Zeitvertreib angestiftet hatte, »sei doch bitte so lieb ...«

Sie wollte darangehen, ihren Geschwistern und den beiden Dienern, die sich gegenwärtig im Saal aufhielten, eine Reihe von Anweisungen zu erteilen, als eine schrille

Stimme vom Türeingang der inneren Kammer hinter dem Podium aus zu wissen begehrte, wann mit dem Abendessen zu rechnen sei.

»Ich verschmachte schier, und wenn ich mich nicht irre, hätten wir uns schon vor mehr als einer Stunde zu Tisch begeben sollen. Wenn du nicht warten möchtest, bis du mich wieder aufgepäppelt hast, oder, schlimmer noch, mich gleich ins Grab bringen willst, dann sorg bitte umgehend für eine kleine Stärkung, Liebes.«

Lady Euphemia Macleod sah tatsächlich so aus, als ob sie am Verhungern wäre: Sie war zaundürr. Ihre besten Jahre waren bereits an ihr vorübergegangen, ohne dass sie jemals in den Stand der Ehe getreten wäre. Stattdessen hatte sie seit der Eheschließung ihres jüngeren Bruders Macleod von Glenelg vor etwa zwanzig Jahren mit in dessen Haushalt gelebt und hatte sich dort nicht weiter nützlich gemacht, bis vor acht Jahren Lady Anna Macleod bei der Geburt ihrer neunten Tochter unerwartet gestorben war.

Bedauerlicherweise hatte auch der Säugling den Kampf nicht überlebt. Dafür zeigten sich plötzlich Lady Euphemias verborgene Qualitäten, als sie inmitten des Durcheinanders aus Entsetzen und Kummer, das alle zu überwältigen drohte, die Familie in ihre Obhut nahm. Drei volle Monate lang hatte sie sich um jedes Kind und jeden Erwachsenen gekümmert, hatte jede Krise gemeistert, bis zu dem Tag, da sie mit Blick auf die damals elfjährige Cristina liebevoll gemeint hatte: »Du bist praktisch veranlagt, mein Liebes, du besitzt Durchsetzungsvermögen. Es ist eher dein Recht und deine Pflicht als die meine, dem Haushalt deines Vaters so lange vorzustehen und seine Gäste zu bewirten, bis er dir die Freundlichkeit erweist, dir einen Gemahl zu bestimmen. Und dann wirst du selbstverständlich das Heft an unsere liebste Mariota weiterreichen.«

Mit jenen schicksalsschweren Worten hatte Lady Euphemia sich wieder auf ihre vormalige Position zurückgezogen und Cristina die Führung des Haushalts übernommen.

»Ein verrückter Hund, dieser Maclean, zu derart ungelegener Zeit hier aufzukreuzen«, schnarrte Macleod. »Wo ist der Krug, Cristina? Ich komme um vor Durst.«

Cristina nickte einem der Bediensteten zu, dem Wunsch des Hausherrn nachzukommen, und half dann den Kindern, ihre Spielsachen wegzuräumen, als laut widerhallender Donner an den Fensterläden rüttelte und schwarzer Rauch aus dem offenen Kamin quoll, als würde gleich der Teufel persönlich erscheinen. Jemand schrie gellend: »Feuer! Zu Hilfe!«

»Verdammt, was ist denn jetzt wieder los?!«, polterte Macleod.

Das Geschrei hielt an, aber obwohl Cristina die Stimme sofort erkannt hatte, konnte sie durch den immer dichter werdenden Qualm nicht sehen, was passiert war.

Lady Euphemia schien es nicht anders zu ergehen. »Mariota, was ist denn?«, fragte sie. »Um Himmels willen, Kind, hör auf mit diesem Gekreische!« Aber ihre Worte zeigten keine Wirkung.

»Beruhige dich, Mariota«, sagte Cristina beschwörend und tastete sich so rasch sie konnte am Tisch vorbei auf den offenen Kamin und ihre schreiende Schwester zu, nur um jäh beiseitegedrängt zu werden, als eine riesenhafte Gestalt an ihr vorbeifegte.

Nachdem er sein verschrecktes Pferd einem der Burschen übergeben hatte, folgte Hector

einem anderen in das Hauptgebäude der Burg Chalamine. Der Eingang gab den Blick auf eine steinerne Wendeltreppe frei. Der Wind riss seinem Führer die Tür aus der Hand und ließ sie gegen die Mauer krachen. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, Sir,nehm ich Euch Euren feuchten Umhang und die Streitaxt ab«, erbot sich der Bedienstete.

Hector legte die mit einer Schlinge befestigte Axt ab – ein Erbstück, das er fast immer bei sich trug –, entledigte sich seines durchweichten Mantels und überreichte beides dem Diener, der die Sachen aufhängte. Als er die Tür schloss, waren von oben ein ohrenbetäubender Donnerschlag zu vernehmen und gleich darauf die Schreie einer Frau. Der Bursche reagierte sofort und hastete die Wendeltreppe hinauf, während Hector die Tür verrammelte und ihm erst dann folgte. Offensichtlich überrascht von den Rauchschwaden, die an ihm vorbeiwaberten, hielt der Bedienstete an der Tür zum Saal inne.

Hector, der mit einem Blick die verräucherte Szenerie erfasste, stieß ihn beiseite und eilte auf die Stelle zu, von der die Schreie herkamen, ohne den Hindernissen, die ihm dabei in die Quere kamen, besondere Beachtung zu schenken.

Wie erwartet, entdeckte er inmitten der wogenden Qualmwolken ein junges Mädchen, das erfolglos und begleitet von lautem Kreischen versuchte, die Flammen zu ersticken, die eine Seite ihres langen Rocks in Brand gesetzt hatten und sich jetzt weiter hinauffraßen und ihre Arme und ihr Gesicht, wenn nicht gar ihr Leben bedrohten. Da aufgrund des Rauchs kein Eimer oder Krug in unmittelbarer Nähe auszumachen war, griff Hector nach dem Stoff unterhalb der Hüfte des Mädchens, riss ihr ungeachtet ihres gellenden Aufschreis den Rock ab und warf ihn ins Feuer.

Da sie weiterhin laut heulte, packte er sie bei den Schultern und schüttelte sie unsanft. »Schluss jetzt mit diesem Kreischen«, herrschte er sie an. »Sag mir, ob du dich verbrannt hast.«

Statt zu antworten, brach sie in Tränen aus und sank ihm in die Arme.

Verblüfft hielt er sie umfangen. »Jemand sollte diese Scheite umschichten und das Feuer schüren«, ordnete er kurz angebunden an. »Das ist meines Wissens die einzige Möglichkeit, den Rauch zu vertreiben.«

»Bitte tu, was er sagt, Tam, und leg noch ein Scheit drauf, wenn du schon dabei bist«, ließ sich eine ruhige weibliche Stimme unweit von ihm vernehmen. »Und du, Mariota, beruhige dich endlich und sag uns, ob du verletzt bist.«

Der Kopf, der sich an die Brust ihres Retters schmiegte, bewegte sich leicht, und eine tränenerstickte Stimme meinte verdrießlich: »Ich glaube nicht. Trotzdem war es grauenvoll! Als ob der Wind sich in einen Dämon verwandelt hätte, Cristina, der mich überall seinen feurigen Atem spüren ließ! Er wollte mich töten!«

»Red keinen Unsinn«, sagte Hector streng »Du dürftest klug genug sein, um zu wissen, dass ... dass ...«

Sie blickte zu ihm auf, und was er hatte sagen wollen, blieb ihm in der Kehle stecken, als er in das Gesicht sah, das seinem eigenen so nahe war und das jetzt, da der Dunst sich allmählich verzog, seinen ganzen Liebreiz offenbarte.

Sie war berückend schön, ihre Augen so hellgrün wie junges Gras im Frühjahr, das Haar wie das gesponnene Gold in den Balladen. Ihr Körper war, wie seine Hände sich überzeugen konnten, schlank und biegsam. Ihr Busen, der sich mit ihrem durch die Aufregung beschleunigten Atem noch immer hob und senkte, war weich und üppig. Ihre Taille war so schmal, dass er sie bestimmt mit beiden Händen umspannen konnte, und darunter wölbten sich ihre sinnlichen Hüften. Ihre Lippen sahen ebenfalls so samtig und voll aus, dass er, wäre er nicht jahrelang auf gute Umgangsformen getrimmt worden, sie am liebsten auf der Stelle gekostet hätte. Noch nie war ihm solche Anmut begegnet, trotz seiner umfangreichen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht und der Tatsache, dass sein Bruder mit einer Frau vermählt war, die als die Schönste der Inseln galt. Mairi mit ihrem rabenschwarzen Haar sah sicherlich hinreißend aus, aber kein Mann, der Augen im Kopf hatte, würde behaupten, dass sie der Schönheit, die er in seinen Armen hielt, gleichkam.

»Ihr könnt sie jetzt loslassen, Mylord«, sagte dieselbe sachliche Stimme, die er zuvor vernommen hatte.

Erstaunt wandte er den Kopf und sah die Frau, zu der diese Stimme gehörte, direkt neben sich stehen. Aufgrund ihres schlichten rotgelben Gewands und der schmucklosen Leinenhaube, unter der sie ihr Haar verbarg, hielt er sie zunächst für die Magd der Holden. Dann erinnerte er sich jedoch daran, wie sie dem Mädchen in seinen Armen befohlen hatte, sich zu beruhigen, und kam stattdessen zu dem Schluss, sie müsse eine arme Verwandte oder angestellte Gesellschafterin sein.

Der Schalk in ihren Augen sprach hingegen eine andere Sprache. Obwohl er sich so gut wie sicher war, sie noch nie gesehen zu haben, schaute sie ihn an, als würde sie ihn kennen. Mit einem höflichen Nicken blickte er wieder auf den köstlichen Leckerbissen in seinen Armen, befand, dass die junge Dame sich soweit erholt zu haben schien, um auf eigenen Beinen stehen zu können, und gab sie frei.

Die sachliche Stimme ließ sich wieder vernehmen: »Ihr habt sie zu Recht gescholten, Sir. Nur wenige Augenblicke zuvor hatte ich sie davor gewarnt, nicht zu dicht ans Feuer zu gehen.«

»Das hat sie wirklich getan«, sagte die Schöne mit einem verschämten Lächeln, dessen Charme ihn fast umwarf. Aber wisst Ihr, mir war so kalt, und ich hielt es für ausgeschlossen, dass die Flammen mir derart gefährlich werden könnten. Ich verstehe gar nicht, wie etwas so Fürchterliches passieren konnte.«

»Ich vermute, dass es dazu kam, als der Bursche mir unten die Tür öffnete«, sagte Hector. »Sie wurde ihm aus der Hand gerissen, und bei dem heftigen Wind entstand ein starker Sog, der Rauch und Flammen in diesen Raum zog.« Weitaus sanfter fügte er hinzu: »Ihr solltet in Zukunft besser darauf achten, Mistress, ausreichend Abstand zu wahren.«

»Ach du meine Güte, Sir!« Sie riss die Augen weit auf und umfasste mit ihren schlanken Händen ihr kleines rundes Kinn. »Wie ungemein klug Ihr doch seid!«

Cristina kannte Hector Reaganach. Sie hatte ihn und seinen Zwillingbruder Lachlan –

genannt »der Listige« –, Großadmiral von Schottland, bei drei verschiedenen Gelegenheiten erlebt, als ihr Vater sie anlässlich der alljährlich zu Ostern stattfindenden großen Jagd und dem anschließenden prunkvollen Fest an den Hof von Ardtornish Castle mitgenommen hatte.

Macleod hatte gehofft, Cristina würde die Aufmerksamkeit eines geeigneten Adelssprosses auf sich ziehen, damit er sie endlich verheiraten konnte. Sie wusste, dass Mariota und Adela, ihre beiden nächstjüngeren Schwestern, dem erfolglosen Bemühen mit gemischten Gefühlen gegenüberstanden: Mariota hätte sich durchaus gewünscht, dass die Älteste heiratete; die Vorstellung, im Anschluss deren Pflichten übernehmen zu müssen, behagte ihr allerdings nicht. Adela wiederum wusste nur zu genau, an wem diese Aufgaben dann hängen bleiben würden; wie allen anderen war ihr klar, dass, sobald Cristina verheiratet wäre, Mariota es ihr umgehend gleichtun würde. Sämtliche Geschwister Macleod waren blond und anmutig, aber Mariotas Schönheit raubte jedem Mann den Atem.

Zumindest Hector Reaganach hatte sie mit Sicherheit den Kopf verdreht, stellte Cristina amüsiert fest, als sie die beiden beobachtete.

Sie selbst war vom ersten Augenblick an von ihm fasziniert gewesen, denn trotz der Attribute »grimmig« oder zumindest streng«, mit denen er im Allgemeinen belegt wurde, war sein Lachen ansteckend, seine Geschichten und Lieder erheiternd, und so groß, kräftig und stattlich, wie er war, schien er bestens für sich und alle, die er beschützen wollte, sorgen zu können.

Unendlich erleichtert und dankbar, dass sein rasches Eingreifen Mariota vor Schlimmerem bewahrt hatte, sagte sie leise: »Ich danke Euch, Sir«, und an die Schwester gewandt: Mariota, Liebes, meinst du nicht, du solltest dir vielleicht einen frischen Rock anziehen?«

»Das sollte ich in der Tat!«, rief Mariota. »Hoffentlich seid Ihr nicht schockiert, mich hier im Unterrock stehen zu sehen, Sir, aber wenn ja, habt Ihr Euch das selbst zuzuschreiben.«

»Mariota«, merkte Cristina an, »Seine Lordschaft hat dir einen großen Dienst erwiesen. Du solltest ihm in aller Form danken und dich dann umkleiden gehen.«

»Es ist aber doch seine Schuld!«, beharrte die Jüngere und sah verschmitzt zu ihm auf. »Er hat mir mein bestes Stück einfach heruntergerissen!«

Hector Reaganach lachte leise in sich hinein und schüttelte den Kopf.

Seine Augen waren vom tiefsten und blauesten Blau, das Cristina je gesehen hatte. Selbst jetzt, im rauchig flackernden Licht der Fackeln, der Feuerschalen, der Kerzen und des offenen Kamins im Saal, konnte sie sehen, wie blau sie waren. Mariota dagegen kam es auf die Farbe seiner Augen nicht an. Die kesse Göre lachte noch immer – nein, schäkerte mit ihm auf Teufel komm raus –, ohne dass der arme Kerl ihr dies übel zu nehmen schien.

»Jetzt aber los, Mariota«, kam es unversehens von Macleod und gemahnte Cristina daran, dass er sich ebenfalls noch im Saal aufhielt. »Lauf zu und zieh dir etwas



Ordentliches an. Du machst dich ja lächerlich.«

Mariota gehorchte, nicht ohne Hector nochmals zugeblinzelt zu haben, und da Tam sich noch immer um das bereits hell auflodernde Feuer kümmerte, gab Cristina einem anderen Burschen ein Zeichen, Macleods Dokumente vom Tisch zu räumen und ein weiteres Gedeck aufzulegen.

Jetzt endlich ging Hector Reaganach auf den Hausherrn zu und streckte ihm die Hand entgegen. »Vergebt mir, Sir«, sagte er. »Bei all dem Durcheinander habe ich Euch gar nicht gesehen.«

»Schon gut, und danke für Euer rasches Eingreifen«, sagte Macleod schroff und drückte dem Gast mit säuerlicher Miene die Hand. »Derweil wir sie überall suchten, hätt sich dieser unbedachte Fratz in Rauch auflösen können. So groß wie Ihr seid, habt Ihr sie wahrscheinlich über den Rauch hinweg sehen können.«

»Ich bin lediglich den Schreien gefolgt«, sagte Hector und lächelte entwaffnend. »Und ich bin es, der Euch verbunden ist, Sir. Dieser Sturm da draußen ist grauenhaft, und ich bin dankbar, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben.«

»Na ja, ist auch mehr als unvernünftig von Euch, bei diesem Mistwetter unterwegs zu sein.«

»Da muss ich Euch recht geben«, pflichtete Hector ihm bei. »Meine Familie wäre bestimmt genauso entsetzt über mich wie Ihr, Sir. Das zeigt mir, dass Ihr ein Mann von Verstand seid. Darüber hinaus seid Ihr vom Glück begünstigt – bei solch hübschen Töchtern.«

Obwohl er sich derart taktvoll gab, wusste Cristina aus Erfahrung, dass er wie jeder andere Mann, der Mariotas ansichtig wurde, für die Schönheit der anderen keine Augen mehr hatte. Aber immerhin schien er höflich und rücksichtsvoll zu sein.

Ihr Vater jedoch schnaubte nur. Abrupt und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, legte er los: »Gewiss, dabei ist es mir nicht entgangen, welche meiner Töchter Ihr wie eine liebeskranke Eule angestarrt habt. Aber Ihr werdet die Güte haben, Eure Hände von dem Mädchen zu lassen und unter meinem Dach nicht mit ihr herumzuschäkern, habt Ihr verstanden?«

»Mit ihr schäkern? Ehrlich gestanden, Sir, glaube ich, dass ich sie heiraten möchte. Ich kann mir kein schöneres Leben vorstellen als eines, in dem ich tagein, tagaus ihr entzückendes Gesicht anschau.«

»Dann seid Ihr also doch ein Narr«, sagte Macleod frei heraus. »Ihr tätet besser daran, ein Frauenzimmer zu heiraten, das einen Haushalt so umsichtig zu führen versteht wie unsere Cristina – die obendrein in der Krankenpflege bewandert ist und die Gärten in Ordnung hält. Nur kann ich Euch die wohl auch nicht geben«, fügte er mit einem listigen Blick hinzu.

Cristina seufzte. Sie durchschaute die Taktik ihres Vaters. Macleod vertrat die Ansicht, ein Mann begehre etwas umso mehr, wenn er befürchtete, es läge außerhalb seiner Reichweite. Da jedoch Mariota mit von der Partie war, verfiel dieses Vorgehen bei Hector Reaganach nicht.

Er lächelte, nickte Cristina freundlich zu und sagte: »Ich bin sicher, dass Mistress Cristina – ich meine, Lady Cristina, ich bitte um Verzeihung ...«

Sie sagte nichts, sondern sah ihn nur an und wusste so genau, was er jetzt sagen würde, als ob sie ihm die Worte selbst in den Mund gelegt hätte.

Er hielt ihrem Blick eine Weile stand, um sich dann an Macleod zu wenden. »Ich bin sicher, sie verfügt über alle Vorzüge, die eine Ehefrau haben sollte, Sir. Aber es ist Eure jüngere Tochter, die mich für sich eingenommen hat, und auch sie ist im heiratsfähigen Alter.«

»Gewiss ist sie das, aber ich habe fünf Töchter im heiratsfähigen Alter«, sagte Macleod gereizt. »Mariota ist siebzehn, Adela sechzehn, Maura fünfzehn, und unsere Kate ist gerade vierzehn geworden. Da jedes Mädchen mit dreizehn heiraten kann, sind es also fünf.«

»Dann freut Ihr Euch bestimmt, wenn ich Euch eine abnehme.«

»Durchaus. Aber Cristina als die Älteste muss als Erste unter die Haube.«

Bei diesen Worten drehte sich Cristina, die gerade die jüngeren Mädchen anhielt, sich die Hände in dem Becken zu waschen, das Tam mit Wasser gefüllt hatte, um und sah, dass sich auf Hector Reaganachs Zügen Bestürzung gemischt mit Sturheit breitmachte.

Um ihn von einer unbedachten Entgegnung abzuhalten, die Macleods Unmut geschürt und zweifellos die Stimmung beim Abendessen getrübt hätte, sagte sie: »Mein Vater glaubt, dass es einer jüngeren Tochter Unglück bringt, wenn sie vor ihrer älteren Schwester heiratet, Sir. Ihr werdet das gewiss verstehen. Viele Inselbewohner teilen diese Ansicht.«

»Herrgott noch mal, Macleod«, meinte Hector, »für derart abergläubisch hätte ich Euch gar nicht gehalten.«

»Dem ist auch nicht so, Sir, ganz und gar nicht«, widersprach Lady Euphemia und warf Macleod einen prüfenden Blick zu. »Mein Bruder ist stolz darauf zu wissen, was sich gehört, und weil er darüber hinaus ungemein klug ist, werdet Ihr ihn nicht von seiner Meinung abbringen. Wenn er darauf besteht, dass Ihr um Cristina anhalten müsst, dann solltet Ihr dem tunlichst entsprechen. Sie ist ja auch wirklich ein gutes Kind, unsere Cristina, und sanft dazu. Also tut, was mein Bruder sagt, Sir, schon weil Mariota viel zu selbstsüchtig und launisch ist.«

»Genug, Euphemia«, fuhr Macleod dazwischen. »Es steht dir nicht zu, das Mädchen zu kritisieren.«

»Nein, Murdo, gewiss nicht. Das war auch gar nicht meine Absicht.«

Cristina beobachtete, wie Hectors Blick sich verengte. Wahrscheinlich wurde ihm bewusst, dass ihre Tante sich auf Macleods Seite stellen würde. Er musste genügend Frauen getroffen haben, die in einem Abhängigkeitsverhältnis lebten, um zu erkennen, dass er einer davon gegenüberstand, und zu begreifen, dass ihr Frieden und ihre Sicherheit nur gewährleistet waren, wenn sie sich der Meinung des Hausherrn beugte.

So sicher Cristina all dies wusste, entging ihr dennoch nicht, wie sich in seinem gut geschnittenen Gesicht erneut Entschlossenheit widerspiegelte. Für sie stand fest, dass der

Gast vor Betreten des großen Saals nicht die Absicht gehabt hatte, irgendjemanden zu heiraten. Doch allein schon Mariotas Rückkehr würde ausreichen, ihn in seinem frisch entbrannten Verlangen zu bestärken.

In der Hoffnung, ihm vorher klarzumachen, dass Macleod sein Werben zurückweisen würde, und dadurch tiefen Kränkungen zuvorzukommen, sagte sie: »Ich glaube, es ist weniger ein Aberglaube, der meinen Vater leitet, Sir, als vielmehr die Sorge, dass Unheil über die Macleods kommen könnte, wenn er eine seiner jüngeren Töchter zuerst verheiratet.«

»Aber genau das ist doch Aberglaube!«

»Da muss ich Euch widersprechen, Sir. Um abergläubisch zu sein, muss man glauben, dass Unheil folgt. Mein Vater möchte lediglich Vorsorge dafür treffen, dass, sollte Unglück über unseren Clan kommen, die anderen ihn nicht dafür verantwortlich machen.«

Hector sah sie prüfend an. »Ihr solltet Gelegenheit bekommen, meinen Bruder kennenzulernen. Auch er hat etwas für Spitzfindigkeiten übrig. Ich dagegen nicht.« Macleod runzelte die Stirn und sagte mürrisch: »Da Euer Bruder bereits verheiratet ist, habt Ihr keinen Grund, ihn Cristina vorzustellen. Ich sehe auch keinen Anlass, noch länger über ein solches Thema zu sprechen, wenn Ihr selbst nicht die Absicht habt, sie zu heiraten.«

»Vielleicht zieht Ihr es vor, mit Hector Reaganach in der inneren Kammer das Abendessen einzunehmen, um die Angelegenheit nach eigenem Gutdünken zu klären«, sagte Cristina. »Den Kindern habe ich wegen des Sturms angeboten, dass sie heute im Saal speisen dürfen.«

Wie um dieses Versprechen zu bekräftigen, ließ ein weiterer gewaltiger Donner die Steinmauern erbeben. Sidony kreischte auf.

»Wir essen alle zusammen im Saal«, bestimmte Macleod.

»Es gibt nichts unter vier Augen zu besprechen. Mein Entschluss steht fest. Keiner wird mich umstimmen.«

Hector Reaganach lächelte. »Das wird sich, bei allem Respekt, Sir, zeigen. Gilleans Söhne sind nicht dafür bekannt, sich, wenn sie das Ziel vor Augen haben, in Geduld zu üben oder sich davon abbringen zu lassen.«

»Gewiss, doch auch wir Macleods haben unseren eigenen Kopf, Freundchen. Vergesst das nicht.«

Wieder seufzte Cristina auf. Das Abendessen würde in einer angespannten Atmosphäre stattfinden.

Der Sturm hatte an Heftigkeit wieder zugenommen, als man sich an der hohen Tafel niederließ. Ein besonders lauter Donnerschlag erschreckte die kleine Sorcha derart, dass sie stolperte. Sie fing sich noch rechtzeitig, stieß sich dabei aber das Knie an einem Tischbein.

»Küss deinen Daumen, Kind«, wies Macleod sie an. »Dann vergeht der Schmerz.«

Sie tat wie geheißen, und als Cristina sah, dass Hector sich ein Grinsen verkneifen musste, wusste sie, dass er Macleods Aberglauben als einfältig betrachtete. Leicht verärgert vergewisserte sie sich, dass ihre Schwestern schweigend um den Tisch herum standen und darauf warteten, dass der Vater das Tischgebet sprach.

Das Gewitter tobte jetzt noch heftiger. Grell aufzuckende Blitze sorgten für eigenartige Lichteffekte im Hallengewölbe, dumpf grollender Donner prallte mit solchem Getöse an die Steinmauern der Burg, dass kaum jemand mehr als ein paar Wortfetzen von dem Gebet mitbekam, das Macleod sprach.

Nach einem abrupten »Amen« bedeutete er allen, Platz zu nehmen.

Als man sich zu Tische setzte, warf Isobel mit einer Kopfbewegung ihre flachsblonden Zöpfe zurück und sagte laut und vernehmlich zu Hector Reaganach: »Warum wart Ihr bei einem derartigen Unwetter unterwegs, Sir, wenn Ihr doch meinem Vater zustimmt, dass es gefährlich ist?«

Cristina, die sich das auch schon gefragt hatte, aber niemals gewagt hätte, ihre Neugier derart unverblümt zu zeigen, wartete ab, bis ein weiteres Donnerrollen verebte war, um dann zu sagen: »Wohlerzogene Menschen stellen ihren Gästen keine solchen Fragen, Isobel. Iss jetzt und lass unseren Gast in aller Ruhe seine Mahlzeit genießen.«

»Wie soll ich denn etwas lernen, wenn ich keine Fragen stellen darf?«

»Werd nicht frech, Mädchen«, kam es drohend von Macleod.

Wohl wissend, dass Hector Reaganach sie belustigt beobachtete, sagte Cristina: »Wenn du nichts dagegen hast, Isobel, unterhalten wir uns nachher darüber. Jetzt sag erst einmal Tam, was er dir von der Platte, die er in der Hand hat, vorlegen soll.«

Schmollend tat Isobel wie geheißen.

»Wir wollen keinen Ton mehr von dir hören und von euch anderen auch nicht«, wies Macleod sie zurecht. »Nichtsdestoweniger ist die Frage des Kindes durchaus berechtigt«, wandte er sich dann an Hector. »Hört Euch nur dieses Getöse da draußen an. Es ist absoluter Wahnsinn, sich bei so einem Inferno hinauszuwagen. Ihr müsst schon einen handfesten Grund haben, wenn Ihr Euch freiwillig Derartigem aussetzt.«

»Den hatte ich auch«, sagte Hector, worauf Isobel Cristina einen vorwurfsvollen Blick zuwarf.

Cristina reagierte nicht darauf. Wenn, so sagte sie sich, ihre vorlaute kleine Schwester noch nicht begriffen hatte, dass der Vater es, was ihn selbst betraf, nicht für nötig hielt, die Regeln der Höflichkeit einzuhalten, würde sie dies bald lernen.

Der belustigte Ausdruck in Hectors Augen verstärkte sich, als ihr Blick abermals dem seinem begegnete, aber anstatt sie noch mehr zu verärgern, erwärmte sein Blick sie

diesmal bis in die Zehenspitzen, und unverständlicherweise war sie drauf und dran, ihn anzulächeln. Es lag nur daran, so redete sie sich ein, dass sie darüber erleichtert war, dass er trotz der bohrenden Fragen ihres Vaters Haltung bewahrt hatte. Dabei spürte sie genau, dass sie sich zu diesem Mann hingezogen fühlte, auch wenn sie sich sehnlichst wünschte, es nicht zu sein. Sie beobachtete, dass er ein- oder zweimal in Mariotas Richtung schaute, wenn auch nur kurz. Die gekrauste Stirn ihrer Schwester verriet, dass sie das ebenfalls bemerkt hatte und seine guten Manieren weit weniger als Cristina bewunderte.

Macleod ließ den Gast nicht aus den Augen und wartete zweifellos auf eine Erklärung. Als Hector sich stattdessen aus der Schüssel mit geschmortem Hammel bediente, sagte Macleod gereizt: »Also, weshalb seid Ihr dann bei diesem Sturm unterwegs gewesen?«

Hector tat sich weiterhin von dem Hammel auf, aber Cristina sah, wie seine Wangenmuskulatur zuckte. Sie kannte ihn nicht gut genug, um zu erraten, was in ihm vorging, aber eins stand für sie fest: Macleods Kreuzverhör ging ihm langsam auf die Nerven.

Nachdem er sich ausreichend Geschmortes aufgetan hatte, wandte er sich an seinen Gastgeber. »Ich bin im Auftrag Seiner Gnaden unterwegs, Sir«, sagte er liebenswürdig, »und sicherlich habt Ihr Verständnis dafür, wenn ich mich hier bei Tisch nicht über die Einzelheiten verbreite.«

»Großer Gott, Ihr habt wohl vergessen, junger Mann, dass ich der Ratsversammlung Seiner Gnaden angehöre. Deshalb steht es mir zu, zu erfahren, worum es geht, sofern es, wie ich annehme, die Inseln betrifft.«

»Ich bin mir Eurer Stellung wohl bewusst«, sagte Hector, »und werde Euch unter vier Augen gern Rede und Antwort stehen. Nur ist dies für Kinderohren kein Thema.«

»Ach so. Na gut.« Macleod nahm die Tafelrunde in Augenschein, als wäre ihm gerade erst wieder eingefallen, dass seine Töchter zugegen waren.

»Das ist gemein!«, empörte sich Mariota. »Ich bin kein Kind mehr und würde gern von Euren Abenteuern hören, Sir. Bestimmt waren sie aufregend, und ich brenne darauf, Euren Erzählungen zu lauschen. Vater, könnt Ihr die Kleinen nicht mit Tante Euphemia wegschicken?«

So gern sie Mariota zur Ordnung gerufen hätte wie zuvor Isobel, sagte Cristina nichts, weil sie wusste, dass sie damit nichts ausrichten würde; jeder Vorwurf würde an Mariota abgleiten. Als dann aber auch Isobel Anstalten machte zu protestieren, sah sie die kleine Schwester nur scharf an, damit diese den Mund hielt. Hector jedoch bedachte Mariota mit einem Lächeln und sagte: »Jeder, der nicht völlig mit Blindheit geschlagen ist, kann erkennen, dass Ihr kein Kind mehr seid, Mylady.«

»Nur um mich zu besänftigen, braucht Ihr so etwas nicht zu sagen, Mylord«, meinte Mariota schelmisch und klimperte mit ihren unwahrscheinlich langen schwarzen Wimpern.

»Ich habe Euch damit nur zugestimmt, junge Dame«, entgegnete er.

Mariota schüttelte den Kopf. »Ihr sagtet, Ihr wollt mich heiraten, aber Ihr glaubt doch nicht etwa, ich würde eine Ehe mit einem gewöhnlichen Ausgesandten eingehen, selbst

wenn er für den Herrn der Inseln unterwegs ist.«

»Mariota!« Diesmal gelang es Cristina nicht, sich zu beherrschen. Sie warf ihrem Vater einen beschwörenden Blick zu, damit er Ruhe bewahrte, und fuhr dann fort: »Liebes, einem Gast gegenüber solltest du tunlichst deine Zunge im Zaum halten.«

Macleod, offenbar unbeeindruckt von Mariotas Unverfrorenheit, nagte an einem Hammelknochen herum. Auch Hector wirkte gelassen, er fragte lediglich: »Ihr seht demnach in mir nichts weiter als einen Kurier Seiner Gnaden?«

Herablassend zuckte Mariota mit den Schultern. »Eure Position oder die Stellung Eures Auftraggebers ist sicherlich nicht so hoch, dass sie mich beeindrucken könnte. Euer Clan ist leider unbekannt – mir zumindest – und kommt deshalb höchstwahrscheinlich für eine Verbindung nicht infrage.«

»Hoho, junge Dame, Euer Vater mit seinen acht – zugegebenermaßen bildhübschen – Töchtern, für die er Ehegatten finden muss, dürfte nicht so schwer zufriedenzustellen sein.«

»Es geht hier nicht um ihn – ich bin diejenige, die schwer zufriedenzustellen ist, Sir.« Sie warf den Kopf zurück. »Sobald Cristina verheiratet ist, werde ich aus Dutzenden von Anträgen meine Wahl treffen können – darunter Anträge von den angesehensten Familien des Landes, das kann ich Euch versichern.«

»Das stimmt«, sagte Macleod selbstgefällig. »Das Mädchen wird sowohl aus den Highlands wie auch von den Inseln Heiratsanträge erhalten und braucht deshalb nicht den erstbesten Emporkömmling aus dem Gillean-Clan zu nehmen, nur weil der sie will. Sie wird sich für den Mann entscheiden, der sich seiner Familiengeschichte wohl bewusst ist, einen, der überhaupt über eine nennenswerte Familiengeschichte verfügt.«

»Bei allem Respekt, Sir, versichere ich Euch, dass die Ahnenreihe unseres Gillean-Clans so lang ist wie Eure eigene«, entgegnete Hector.

»Ausgeschlossen. Davon kann gar keine Rede sein«, winkte Macleod ab. »Uns, die Macleods, gibt es nämlich seit Anbeginn der Welt. Ihr wollt mir doch nicht etwa weismachen, einen Maclean hätte es schon vor der großen Flut gegeben, hm?«

»Was für eine Flut soll denn das gewesen sein?«, fragte Hector.

»Da haben wir's! Es überrascht mich nicht, dass Ihr die Bibel nicht so gut kennt wie ich. Dabei behauptet Ihr Macleans, Ihr wärt ein gebildeter Clan. Macht nichts, ich bin überzeugt, mein Wissen über die Heilige Schrift reicht für uns beide. Ich spreche von der Sintflut, die die ganze Welt ertränkt hat, mit Ausnahme dieses Burschen Noah, seiner Familie und seiner Tiere«, sagte Macleod.

»Diese Flut meint Ihr also?«, entgegnete Hector. »Meines Wissens gab es davor bereits eine Menge Macleans und danach ebenso.«

»Das behauptet Ihr«, trumpfte Macleod auf. »Ich habe nie davon gehört, dass irgendein Maclean an Bord von Noahs Arche gewesen wäre.«

»Noahs Arche?« Hector wölbte angriffslustig die Brauen. »Noahs Arche brauchten wir gar nicht. Wer hat jemals von einem Maclean gehört, der kein seetüchtiges Schiff sein Eigen nannte?«